



Leseprobe aus: Winter, Stahl, Familie, ISBN 978-3-407-85749-1

© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-85749-1>

Jede Familie kann Beziehung lernen

Familie liebevoll zu gestalten und ihre Beziehungen gut zu entwickeln ist ein Glück und eine Herausforderung zugleich. Wer Familien mit Zusammenhalt beobachtet, findet Merkmale, die dort gehäuft vorkommen: z. B. das Interesse der Eltern am Kind, gemeinsame Mahlzeiten, Zeit miteinander verbringen oder das Vereinbaren von Regeln. Das sind gewiss wichtige Elemente, doch ihre wesentliche Qualität wird damit nicht bestimmt. Denn solche Faktoren verblassen schnell, wenn sie nicht mit Liebe verknüpft oder aufgeladen sind: Unechtes Interesse am Kind verletzt es; zusammen essen lässt sich auch sprachlos vor dem Fernseher, gemeinsame Zeit kann auch böse streitend verbracht werden; Regeln können ohne Herz verordnet und Rituale eiskalt durchgezogen werden. Ohne Liebe taugt alles wenig für den Familienzusammenhalt, oder anders gesagt: Liebe ist zwar nicht alles. Aber ohne Liebe ist alles in der Familie nicht das, was wünschenswert ist und ersehnt wird.

Kinder kommen unreif auf die Welt. Sie brauchen andere Menschen, Zuwendung, Nähe, Liebe, um sich gut entwickeln und zu sich finden zu können. Auch die beste Versorgung mit Nahrung, Kleidung, Wohnung, mit physischer Wärme, Hygiene, Bewegung und Sonnenstrahlen kann ihr Bedürfnis nach Liebe nicht ausgleichen. Diese Liebe gibt es vor allem in der Familie.

Investition ins Lebensglück

Indem Kinder geliebt werden, erfahren sie etwas Wesentliches: Jemand mag mich sehr, sorgt für mich, kümmert sich um mich. Das macht das Kind glücklich. Aber gilt der Glückseffekt auch umgekehrt? Offenbar nicht unbedingt: Bei Meinungsumfragen sind Eltern im Durchschnitt weniger glücklich als Menschen ohne Kinder. Natürlich erleben sie Glücksmomente – doch der Statistik zufolge wird bei Paaren das Gefühl der Zufriedenheit kleiner, sobald Kinder da sind.

Vor allem Kleinkinder sind es, die Eltern auch unglücklich machen. Wer Kinder hat und liebt, ist schnell damit konfrontiert, dass eigene Bedürfnisse zurückstehen müssen. Zudem sind die Anforderungen ans Elternsein gestiegen, die eigenen wie die von außen. Das mit vielen Ideen und hohen Erwartungen gestartete Projekt Familie kann leicht scheitern. Kinder strengen an. Kinder können Eltern, vor allem alleinerziehende, finanziell überfordern und ruinieren.

Bei alldem leuchtet es ein, dass dauerhaftes Glücksempfinden nicht zu erwarten ist. Das müssen Eltern erst einmal schlucken. Doch wer diese Tatsache akzeptiert, tut sich leichter. Und es hilft, sich klarzumachen: Das Blatt wendet sich, wenn die Kinder größer werden. Spätestens dann können Eltern erkennen, dass sie durch ihre Liebe zum Kind etwas anderes zurückbekommen. Sie erfahren nicht weniger als einen Sinn des Lebens: dass ihr Leben durch die Verantwortung für das Kind bereichert wird.

So lässt die Familie Menschlichkeit intensiver werden. Statt zu fragen: »Was bringt *mir* das?«, verlagern sich die Schlüsselfragen hin zu einem: »Was bekommt das Kind von mir?«, oder: »Was kann ich geben?« Der Sinn der Familienliebe liegt dabei quer zur nutzenorientierten Vernunft-, Geld- und Marktlogik,

jenseits schneller Glücksversprechungen im Konsum. Seine Liebe und seine Kraft der Familie zu schenken ist in vielerlei Hinsicht etwas Unvernünftiges. Und dennoch: Eltern schenken Zugehörigkeit und Geborgenheit und leben darin in einer sehr langen Beziehung zum Kind. So entstehen in der Familie ein verwirklichtes, ausdrückliches Ja zu Beziehungen, zu anderen Menschen, eine Teilhabe am Lebensstrom und damit zur Verbindung mit etwas Größerem. Anderen Menschen uneigennützig etwas zu geben stiftet einen tieferen Sinn, letztendlich die wichtigste Investition ins Lebensglück.

*Familie ist Raum für Beziehung.
Und Liebe.*

Ein besonderer Eigensinn der Familie liegt zudem darin, dass sich die Liebe selbst erneuert. Liebe ist ja kein Reservoir, das irgendwann leer oder aufgebraucht ist. Im Gegenteil: Indem geliebt wird, stärkt sich die Liebe; sie lädt sich von selbst auf, indem sie gemacht wird, sie entfaltet sich und entwickelt sich weiter – ein fantastisches Perpetuum mobile!

Jede Familie entwickelt sich. Sobald sie sich bildet, setzt eine Entwicklung ein, die sich auch über den Zeitpunkt der Familienauflösung, z. B. durch den Tod der älteren Generation oder eine Trennung der Eltern, fortsetzt. Familie werden und sein bedeutet Lernen und Erfahrung auf diesem Weg und die Chance, ihre Potenziale zu entfalten. Diese Entwicklung ist gebunden an die Beziehungen, die in jeder Familie liebevoll gelernt und weiterentwickelt werden können.

Weil sich ihre Formen so stark verändert haben, ist genau die-

ses fortwährende Sichentwickeln eine Herausforderung für die meisten Familien. Über lange Zeit überlieferte Familienwerkzeuge sind stumpf geworden. Zusammenleben in der Familie heißt heute etwas anderes als noch vor ein, zwei Generationen. Eltern können sich nicht darauf verlassen, dass die Art, wie sie Familie verstehen, dieselbe ist, die sie von den eigenen Eltern oder gar Großeltern kennen. Nicht wenige Eltern sind die Ersten ihrer Generationenreihe, die sich gezielt daranmachen, eine lange Tradition oft auch liebloser Erziehung zu überwinden.

Der Blick auf die Veränderungen in den Familien hilft dabei, die für die heutige Zeit richtigen Antworten auf die Frage zu finden, wie das Prinzip Liebe in der Familie fest verankert werden kann.

Familie im Wandel der Zeiten

In früheren Zeiten wären Kinder und auch Erwachsene allein wirtschaftlich verloren gewesen. Alle waren auf den Zusammenhalt der Familien angewiesen. Das ist heute anders. Kaum noch eine Familie versteht sich als Wirtschaftsgemeinschaft, in der das Materielle zum Zusammenhalt zwingt. Ebenso wird keine Kinderschar als direkte Alterssicherung für die Eltern benötigt. Trennungen beinhalten zwar ein wirtschaftliches Risiko; das ist für die meisten aber keine Notwendigkeit fürs Zusammenbleiben. Zudem hat der Druck von außen nachgelassen, der Familien früher zusammengehalten und -gepresst hat. Der Staat als Gesetzgeber und die Kirchen als moralische Instanzen pochen nicht mehr auf unbedingten Zusammenhalt. Und auch das soziale Umfeld wurde toleranter. Wenn Familien zerbrechen, drohen viel weniger Ausgrenzung und Stigmatisierung als früher.

Ihren von äußeren Zwängen bestimmten Charakter hat die Familie also hinter sich gelassen. Mit der Befreiung davon öffnete sich die Wahrnehmung für ihr Innenleben. Hier hat sich der »alte Stil« des patriarchalischen Modells von Familie, in dem Macht und Strenge die Familie verbanden, längst überlebt. Genauso veraltet sind die standardisierten Vorstellungen der Kleinfamilie ohne Variationsmöglichkeit, also entweder Vater-Mutter-Kind oder gar keine Familie.

Die Familienmitglieder werden immer weniger durch das Muss und enge Vorstellungen verbunden. Wie in keiner Generation zuvor zählt heute die innere Motivation, das Wollen: die Erwartungen und die Bedürfnisse, die Beziehungen, Empathie und das gemeinsame Leben in der Familie. Danach richtet sich Familie aus, in ihren vielfältigen Formen, in ihrer Gestaltung und in ihrem Sinn. Mit der Entwicklung weg von Zwang und Macht haben sich die Koordinaten in Richtung Kooperation verschoben. Deshalb stellt sich die Frage nach Legitimation und Zusammenhalt der Familie neu.

In der jetzigen Elterngeneration sind die gravierenden Veränderungen der modernen Familienform angekommen. Sie schlagen auf das Familienleben in hohen Erwartungen und Herausforderungen durch. Finanzielle und organisatorische Unterstützungen, wie sie im Kindergeld oder im Ausbau der Kindertageserziehung angeboten werden, reichen nicht aus, so wichtig sie sind. Sie ermöglichen Familie, beantworten aber nicht die Fragen nach ihrem Sinn und Gehalt, die sich heute im Inneren stellen: Es geht um Geborgenheit und Akzeptanz, um die Bindungen und die Qualität der Beziehungen. Was Kinder und Eltern gleichermaßen brauchen, ist das positive Aufeinanderbezogensein in der Familie.

Die nahe und liebevolle Familie ist ein recht neues Konzept.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts war die Beziehung zwischen Eltern und Kindern noch überwiegend durch Nutzenaspekte geprägt: Kinder gab es häufig, oft in Überzahl; sie galten, solange sie nicht mitarbeiten konnten, als Kostenfaktor und danach in der familiären Produktionseinheit als billige Arbeitskräfte. Kinderarbeit war bis weit ins 19. Jahrhundert auf dem Land und in Handwerkerfamilien selbstverständlich.

Erziehung und Beziehung waren hierarchisch und machtbefogen angelegt; sie gründeten auf Härte und Strafe. »Wenn Erwachsene reden, sollen Kinder schweigen« – solche Sätze galten noch bis in die Nachkriegszeit als angemessen. Erst allmählich setzte sich das Bild des schützenswerten Kindes durch. Liebevoller Erziehungsvorstellungen gewannen nur langsam Raum: Bis in die 1970er-Jahre hinein durften Kinder noch ungestraft geprügelt werden (in der Schweiz sogar noch länger). Nicht die Beziehungen in der Familie, sondern die Bedürfnisse der Erwachsenen standen im Vordergrund. Kinder durchbringen war das Motto, damit sie mitschaffen und später die Versorgung der alten Eltern übernehmen konnten.

Mit pädagogischen Größen wie Rousseau oder Pestalozzi kam eine liebevollere Beziehung in den Blick. Später öffneten die Psychoanalyse und dann die Bindungsforschung neue Blicke auf die Beziehung zwischen Eltern und Kind. Ein breiteres Umdenken setzte im 20. Jahrhundert ein, als Folge der Demokratisierung, mit wachsendem Wissen um Erziehung, mit dem Entstehen von Psychologie und der modernen Pädagogik. Dennoch dominierten bis weit in die Nachkriegszeit hinein Familienmodelle, die sich auf Zwang und die elterliche Macht stützten. Und so populäre wie rigide Erziehungsvorstellungen führten zu Verhaltensvorschriften, die mancher Mutter und manchem Vater das Herz zu brechen drohten.

So dachten die Mütter, die sich im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit an das propagierte Konzept des Stillens im Vierstundenrhythmus hielten, dass sie etwas Gutes für ihr Kind tun, weil die Kinder nicht von Anfang an verwöhnt werden dürften. Es war üblich, weinende Kinder schreien zu lassen (denn das macht die Lungen stark) und sie nicht zu trösten. Gleichzeitig waren viele von ihnen in ihrem Herzen mit der Liebe zu sich und ihrem Kind verbunden und weinten vor Mitgefühl, wenn das Kind im Nebenzimmer schrie. Manche Mütter fühlten sehr wohl den Drang, das Kind auf den Arm zu nehmen, und spürten auch, dass ihr Kind es dringend brauchte, gehalten zu werden. Doch sie vertrauten sich dieser Liebe nicht an. Sie wagten es nicht, da die *vorherrschende* Meinung eine andere war. Es ist nicht leicht, sich Meinungen zu widersetzen!

Einige Jahrzehnte später, in den 70er- und 80er-Jahren, wirkten in der BRD offene, liberale Ideen in die Erziehung hinein, es entstand ein Trend zum »Laissez-faire« als Reaktion auf autoritäre Zeiten. Kinder sollten möglichst alles selbst entscheiden: »Na, möchtest du vielleicht ins Bett? Willst du Klavier lernen oder Geige oder lieber reiten?« Darin lassen sich durchaus gute Gedanken entdecken – die aber eben auch ideologisch überformt waren (was Eltern damals weit von sich gewiesen hätten).

In der damaligen DDR war es in den 1980er-Jahren üblich, Kleinkinder in Kindertagesstätten betreuen zu lassen. Es war selbstverständlich und aus politischen, wirtschaftlichen und ideologischen Gründen erwünscht, dass Frauen arbeiten gehen. Zur selben Zeit, nur einige Kilometer entfernt, setzten sich in der BRD Mütter von Kindergartenkindern mit staatlichen und kirchlichen Trägern auseinander, weil sie die Öffnungszeiten der Kindergärten von 11:30 Uhr auf wenigstens 12 Uhr verlängert haben wollten. Hier war klar, dass nur die Mütter arbeiten ge-

hen, die es »nötig hatten«: weil sie finanziell schlechter gestellt, verwitwet oder alleinerziehend waren oder zu den »egoistischen« Müttern gehörten, die als »Emanzen« auf dem Selbstverwirklichungstrip waren. In der BRD war es zumindest vom Ideal her selbstverständlich, dass Mütter so lange wie möglich, mindestens bis zum Schuleintritt des Kindes, zu Hause blieben, um dann allenfalls in Teilzeit zu arbeiten. Frauen, die früher wieder zur Arbeit gingen, galten als »Rabenmütter«. Haben sich die DDR-Funktionäre geirrt oder die Männer der Kirchengemeinderäte, die die Öffnungszeiten der Kindergärten nach langen Verhandlungen von 11:30 auf 11:45 Uhr verlängert haben? Oder wollten die einen einfach, dass Frauen arbeiten gehen, und die anderen wollten es nicht?

Jede Zeit hat ihren Geist: Grundansichten, Tendenzen in Haltung und Einstellung, kaum hinterfragte gesellschaftlich aufgeladene Ideale signalisieren, wie Erziehung sein soll. Auch Eltern und mit ihnen ihre Vorstellungen von der Beziehung zu Kindern sind immer den aktuellen Zeitgeistern ausgesetzt – meistens, ohne das bei sich selbst zu bemerken, denn alle sind Teil davon. Im Rückblick sind zeitgeistige Vorstellungen leicht zu identifizieren und zu kritisieren. Aber wir stecken nun mal mittendrin, und es ist die immer neue Aufgabe aller Generationen, ihre Familie zu gestalten.

Und heute?

Das Familienleben hat sich grundlegend verändert. Dafür gibt es nicht nur einen Grund, es wirken viele unterschiedliche Einflüsse mit:

- ★ Die Rollenverteilung in Familien zwischen Frauen und Männern wandelte sich stark und unumkehrbar: Frauen haben einen Beruf und wollen nicht aufs Hausfrau- und Muttersein reduziert werden; Männer möchten ihr Vatersein mehr ausfüllen, leben und genießen und nicht nur Arbeitstiere in der Fremde sein.
- ★ Eine flexibilisierte und mobile Arbeitswelt braucht und »macht« sich andere Familien. Heute wird berufliche Mobilität verlangt: tägliches oder wöchentliches Pendeln, Umzüge aus beruflichen Gründen.
- ★ Regelmäßige und feste Arbeitszeiten schwinden, sie wurden fließend. Laptop und Smartphone bringen den Beruf mit nach Hause, Trennlinien zwischen Beruf und Familie verschwimmen. Zudem haben Ganztagschule und gestiegene Bildungsabschlüsse die Zeit, die Kinder in der Schule verbringen, ausgeweitet. Kombiniert mit flexibleren Arbeitszeiten erfordert dies ein regelrechtes Familienmanagement, um gemeinsame Zeiten in der Familie zu finden. Familienzeit wurde zu einem kostbaren, aber unsicheren und immer wieder aktiv herzustellenden Gut.
- ★ Hinzu kommen die Ansprüche an die Familie als Bildungs-ort. Die »Förderung von Anfang an« ist ihr Job, natürlich auch schulbegleitend und weit in die Freizeit hineinreichend. Gestiegene Anforderungen der Schule werden gern an die Familie durchgereicht, die durch Betreuung (und häufig Nachhilfe) die Defizite schulischer Pädagogik ausgleichen muss.
- ★ Die früher sicheren Netze der Verwandtschaft werden durch die Mobilität und durch das wachsende Bedürfnis nach Selbstbestimmung großmaschiger oder löchrig. Verwandte – vor allem Eltern bzw. Großeltern – sind damit weniger oder gar nicht als Unterstützer und Stabilisatoren verfügbar.

Als Bedürfnis und manchmal auch als Ausgleich werden an die Familie von ihren Mitgliedern hohe Erwartungen geknüpft: als Ort der Nähe, des Glücks und der Sinnerfüllung. Sie soll persönliche, nahe Verbindung, Gemeinschaft und Gemeinsamkeit herstellen und wechselseitige Sorge garantieren. Das ist viel verlangt von Eltern, und das Dilemma wächst, weil Teile der Kindheit zunehmend von der Familie weg verlagert werden. Mehr und mehr wird Kindheit in Institutionen verschoben: mit Krippe, Krabbelgruppe, Kindergarten und Hort, mit immer längeren Schulzeiten – bezogen auf einzelne Tage in der Ganztagschule, aber auch auf die Schulzeit insgesamt, weil das Abitur zum Standard wird. Hinzu kommen Freizeitinstitutionen aller Art, von der Musikschule über den Kinderzirkus bis zum kommerziellen Anbieter von Tobe- und Erlebnisräumen. Kinderzeit wird mehr und mehr zur institutionellen Zeit in pädagogisch arrangierten Welten. Dort sind Kinder von Erwachsenen umzingelt. Auch dadurch wächst der Druck auf die Kinder, denn Institutionen müssen sich rechtfertigen und nachweisen, dass ihre Leistungen wichtig und sie ihr Geld wert sind.

All das wirkt sich auf die Familie aus. Die Familienzeit wird knapper und wertvoller, die Qualität der Beziehung in der Familie eindeutiger auf das Persönliche und Liebevolle konzentriert. Und der Zusammenhalt stellt sich nicht von selbst her, er muss organisiert werden, sonst lebt die Familie aneinander vorbei. Der Managementfaktor nimmt zu und wird Teil des familiären Beziehungsgeschehens. Auch das ist ein Aspekt, der gelernt und im Blick gehalten werden muss.

Zudem soll und will sich Familie von professionellen Beziehungen unterscheiden. Das geschieht über ihre Qualität, über das Betonen der guten Gefühle, des Verstehens und Unterstützens und der Harmonie. Schön, wenn Familienbeziehungen so

charakterisiert sind. Allerdings steigt damit auch der Liebesdruck: Wehe, wenn in der Familie nicht Dauersonnenschein herrscht! Damit ist in Verbindung mit dem Prinzip Liebe eine gute Portion Sprengstoff eingelagert. Familie soll sich gefälligst immer nett, schön, idyllisch zeigen, der warme Zusammenhalt zur Norm werden. Das kann jedoch wesentliche Facetten des Zusammenlebens abschneiden: Beziehung, Nähe und Bedürfnisse bringen nun mal auch Konflikte mit sich. Keine Entwicklung kommt ohne Krisen aus. Familie ist das Gesamtpaket, in dem der Zusammenhalt aus Liebe oft sogar besonders gut nach heftigen Auseinandersetzungen gefühlt werden kann. Es ist fast paradox, aber diese auch schwierigen Seiten gilt es mit hineinzunehmen und wertzuschätzen – als wichtigen Teil des Beziehungslernens in der Familie.

*Man braucht sehr viel Geduld,
um Liebe zu lernen.*

Kurt Tucholsky

Eher selten finden sich Eltern, die große oder größte Schwierigkeiten haben, ihre Liebe überhaupt zu fühlen, sie zu »tun«, also für ihre Kinder erlebbar zu machen oder sie ihnen angemessen mitzuteilen, doch selbst bei ihnen lässt sich die Verbindung zu ihrer Liebe entwickeln. Das ist Arbeit, die sich aber lohnt, und es braucht gelegentlich auch professionelle Unterstützung.